

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 51 (1968)
Heft: 10

Artikel: Das Findelkind von St-Jean Le Rond
Autor: Ohnemus, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ehe der Hahn kräht...

wirst Du mich dreimal verleugnen» – soll Jesus kurz vor seiner Kreuzigung zu einem seiner bedeutendsten Jünger und späteren Apostel gesagt haben. Man wird unwillkürlich an diese Bibelstelle erinnert, wenn man sich das entsetzliche Drama der abtrünnigen Ostprovinz von Nigeria – Biafra – vor Augen hält. In diesem Staate Nigeria, dessen Grenzen von imperialistischen Staaten seinerzeit willkürlich gezogen wurden, lebt das sympathische, gebildete Volk der Ibos. Koptische Christen. Sehr schöne Menschen – im Gegensatz zu den vielfach vertierten Gesichtszügen der wilden mohammedanischen Haussas. Diese Ibos haben vor Jahresfrist einen eigenen Staat gegründet, eben jenes Biafra, weil sie der Abhängigkeit und Unterdrückung der Haussas, der Mehrheit der Bevölkerung von Nigeria, müde waren.

Was sich aber seit dieser Unabhängigkeitserklärung in diesem Teil Afrikas abspielte, ist ein Schandfleck für die Christenheit. Die mohammedanischen Haussas eröffneten einen erbarmungslosen Vernichtungskrieg gegen die Ibos. Und sie bekamen Hilfe, bekamen Material, Panzer, Flugzeuge und Waffen – von den «christlichen» Staaten England, Frankreich, Holland und auch von den Russen. Den letztern, die an dieser Schurkerei im Verein mit ihren sonst als «westliche Imperialisten» bezeichneten Kumpanen sich ebenfalls beteiligten, wollen wir immerhin eines zugute halten: Sie drehen keine frommen christlichen Sprüche und Phrasen.

Die Transporte von Waffen und tödbringendem Vernichtungsmaterial an die Regierung in Laos rollten ununterbrochen. Alles aus den sog. «christlichen Ländern». Das Dreckgeschäft mit dem Goldenen Kalb, den Waffenhändlern und -schiebern funktionierte ausgezeichnet, unter stillschweigender Duldung und Billigung der «christlichen» Kirchen in Holland, England und der Kirchen der Republik Charles' des Grossen. Vereinzelte lahme Proteste waren zu hören, aber das ganze europäische Christendumm schwieg. Es war offenbar wieder einmal «Gottes Wille», der diese Metzelei an den eigenen christlichen Brüdern zuließ. Nun, der da «glaubt» – der braucht ja nicht mehr zu denken.

Er glaubt nur. Stur, wie das deutsche Volk seinerzeit an seinen Führer. So handelt unsere Christenheit, sie überlässt alles «dem lieben Gott» – der es bekanntlich «schon machen» wird ... Wer «glaubt» – braucht nicht mehr zu denken, auch kaum noch zu handeln. Hauptsache ist die eigene Seele, dass die mal die «Unsterblichkeit» erlangt ... Alles andere wird dem lieben Gott überlassen.

Zwar hat Gott – eben dieser Gott – den Menschen seine Gebote gegeben. Eines derjenigen heisst: «Du sollst nicht töten.» Ein weiteres heisst: «Du sollst Gottes Wort mehr gehorchen als den Menschen.» Aber unsere frommen Missionare und Ständeliprediger sind – wie geschliffene Advokaten – nie um eine Ausrede verlegen, wenn man ihnen mal auf ihr christliches «Puntenöri» drückt. (Berndeutscher Ausdruck für «Point d'honneur.») Und so erlebt die Welt die Abschlachtung eines christlichen Volkes, unter stillschweigender Duldung unserer so genannten «Christenheit».

Wenn der Arbeiterschaft etwas gegen ihre Prinzipien geht, so streikt sie. Sie ruft zum Kampfe auf. Warum bringt die Christenheit es nicht fertig, auch mal zu streiken? Indem sie ihren Anhängern zuruft: «Verladet keine Waffen und Munition gegen eure christlichen Brüder in Afrika! Bekämpft die Waffenschieber im eigenen Land. Helft Biafra, rüttelt die Öffentlichkeit wach! Verweigert den Gehorsam den Kriegsmaterial-Lieferanten, denn in der Bibel steht: „Ihr sollt Gottes Wort mehr gehorchen als den Menschen!“» Aber nichts dergleichen geschieht. Wir haben nichts dagegen, wenn unsere «Frommen» gegen

Verfolgungen in kommunistischen Ländern protestieren. Nur finden wir, dass das Mass der Druckerschwärze, das in den frommen Blätterländen und landab gegenüber den Oststaaten verbraucht wird, in einem auffallenden Gegensatz zu dem steht, was man nun in Sachen Biafra in christlichen Zeitungen lesen kann. Zur Ehre des «Säemanns», dem Organ der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Bern, sei gesagt, dass er immerhin den Mut hatte, den Finger auf diese christliche Wunde zu legen. Wir wollen das unumwunden anerkennen. Es gibt aber auch fromme Gazetten im Lande herum genug, die sich schamhaft über die Tragödie Biafra ausschwiegen. Man darf doch nicht gegen seinen irdischen Herrn und Meister – das Goldene Kalb – aufmucken.

Die ganze Tragödie zeigt, wie steril unser abendländisches Christentum eigentlich ist. Alles ist nur noch darauf ausgerichtet, Seelen zu fangen und diese auf die «ewige Seligkeit» vorzubereiten. Dass aber ein aktives lebendiges Christentum (das gibt es nämlich auch) die Pflicht und die Aufgabe hätte, Seite an Seite – sogar mit Revoluzzern – gegen das Goldene Kalb aufzutreten, das sieht man nicht ein. Eben wegen der Sterilität, in der sich wohl weitaus die meisten christlichen Kirchen befinden, einerlei welcher Konfession. Jesus soll einmal scharfe Worte gefunden haben dafür, was die Heuchler, Pharisäer und Schriftgelehrten aus seinem Haus gemacht haben. Die Frommen, die sich in der Bibel ja so gut auskennen, können diese Worte ja nachlesen. Wir aber fragen: «Kain – wo ist dein biafranischer Bruder Abel??» D. Stauffer

Das Findelkind von St-Jean Le Rond

Am 16. November 1717 wurde auf den Stufen der Kirche St-Jean Le Rond in Paris ein Findelkind von der einfachen, aber gutherzigen Madame Rousseau, einer Gläsernfrau, aufgefunden und von ihr erzogen. Aus diesem Findelkind sollte später der berühmte Mathematiker und Philosoph Jean Le Rond d'Alembert werden, dessen Name stets mit dem Diderot und der Enzyklopädie verbunden sein wird.

Seine Mutter war die Marquise de Tencin, die einen beachtlichen Salon

führte, in dem ein Fontenelle, Montesquieu und Marivaux verkehrten, und die selbst Romanschriftstellerin war. Sein Vater war der Artilleriekommisar Destouches, der durch grosszügige geldliche Zuwendungen eine gute Erziehung d'Alemberts ermöglichte und ihm ein kleines Vermögen sicherte, ohne selbst in Erscheinung zu treten. Als d'Alembert zur Berühmtheit gelangt war, suchte seine Mutter sich ihm wieder zu nähern, doch wies er sie mit Verachtung zurück und lebte weiter bei seiner einfachen Pflege-

Ob unsterblich du bist? Das frage die Pfaffen! Versprechen werden ein Dorf sie gewiss für das gestohlene Hier.
Adolf Glassbrenner

mutter, die nicht einmal seine Bekanntheit ahnte.

D'Alembert studierte Geometrie, Jura und Medizin, und sein frühentwickelter scharfer Intellekt machte sich bald einen Namen als Physiker und Mathematiker. Bereits mit 23 Jahren wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaft, später der Académie Française und 1772 ihr Generalsekretär auf Lebenszeit. Er schrieb Abhandlungen über die Lösung von Differentialgleichungen, über Dynamik usw. sowie sein Hauptwerk «Eléments de philosophie». Als Positivist, dem das rationale Denken über alles ging, stiess d'Alembert bald zu den Aufklärern, wo er mit seinen radikalen Ideen mit offenen Armen aufgenommen wurde. Er tat sich nun mit Diderot zusammen, um das Riesenwerk der Enzyklopädie erscheinen zu lassen, das er im Jahre 1751 mit seinem «Discours préliminaire» einleitete. Darin kündigte er das Zeitalter der Wissenschaft an, das nunmehr das Zeitalter der Theologie ablösen werde.

Mit diesem «Discours préliminaire» wurde d'Alembert weltberühmt. Er erhielt von Friedrich II. die Berufung zum Präsidenten der Berliner Akademie sowie das verlockende Angebot Katharinas II., die Erziehung ihres Sohnes zu übernehmen. Doch d'Alembert lehnte beide Angebote ab, pflegte aber mit beiden in der Folge einen anregenden Briefwechsel. Er zog es vor, Mitglied der Académie Française zu werden und die Gesellschaft der Marquise du Deffand, ganz besonders aber diejenige seiner geliebten Mademoiselle de Lepinasse zu genießen.

Seine Absage an Friedrich II. begründete er in einem Brief an den Marquis d'Argens, dem Direktor der Berliner Akademie und Vertrauten des Königs, u. a. folgendermassen: «Das Beispiel des Herrn von Maupertuis erschreckt mich mit Recht; ich würde um so mehr das rauhe Klima in Berlin und Potsdam zu fürchten haben, als die Natur mir einen sehr schwachen Körper gegeben hat, der jede mögliche Art Schonung braucht. Wenn meine Gesundheit Schaden leiden würde, was nur zu sehr zu fürchten wäre, was soll-

te aus mir dann werden? Unfähig, mich dem König nützlich zu machen, würde ich mich gezwungen sehen, meine Tage fern von ihm zu beenden und in meinem Vaterlande oder anderswo meine alte Lage wieder einzunehmen, die ihre früheren Reize verloren hätte. Vielleicht würde ich nicht einmal mehr den Trost finden, die Freunde in Frankreich wieder anzutreffen, die ich dort zurückgelassen hätte, denen ich mit meiner Abreise das Herz gebrochen hätte. Ich gestehe Ihnen, mein Herr, dass dieser letzte Grund allein über mich alles vermag.» Und dann weiter: «Zu diesen Beweggründen, deren Kraft zweifellos die stärkste ist, könnte ich noch andere hinzufügen. Ich bin der Regierung von Frankreich wirklich nichts schuldig; vielmehr befürchte ich alles von ihr, ohne irgend etwas von ihr zu erhoffen. Aber ich bin meinem Volke etwas schuldig, das mich immer gut behandelt hat, das mich — soweit es in seiner Macht steht — mit seiner Achtung belohnt und das ich nicht ohne eine Art Undankbarkeit verlassen könnte. Ich habe übrigens, wie Sie wissen, gemeinsam mit Herrn Diderot ein grosses Werk übernommen, hinsichtlich dessen wir der Oeffentlichkeit gegenüber die feierlichsten Versprechungen eingegangen sind und für das meine Gegenwart unerlässlich ist. Es ist absolut notwendig, dass dieses Werk unter unseren Augen verfasst und gedruckt wird, dass wir uns häufig sehen und dass wir gemeinschaftlich arbeiten.»

Als im Jahre 1759 die Enzyklopädie verboten und die Gefahr für die Enzyklopädisten gross wurde, zog sich selbst d'Alembert einige Zeit in den Hintergrund zurück. Man kann dies Feigheit nennen, wenn man will. D'Alembert war konsequenter Atheist und unbedingter Feind jeder Religion. Aber da er von kleiner und schwächerlicher Konstitution war, war er alles andere als eine Kämpfernatur, im Gegensatz zu Diderot. Vorsichtig, wie er war, äusserte er seine radikalen Ideen lediglich seinen Freunden gegenüber. Als Mann der guten Gesellschaft, der vor allem die Ruhe liebte, suchte er nach Möglichkeit jeden Konflikt mit der Regierung zu vermeiden. Auch in seinem Briefwechsel mit Voltaire zeigte sich d'Alembert stets von grösster Beherrschtheit, der Voltaires masslose Angriffe sowie seine Ungerechtigkeiten zu mildern suchte. Voltaire wieder-

um war von grosser Achtung für d'Alembert erfüllt, der so glänzende Berufungen ins Ausland abgelehnt hatte, um in Paris zu bleiben, wo er doch von oben her nur Misshelligkeiten erfuhr und zudem ein knappes Auskommen hatte. Aber als d'Alembert 1772 von der Akademie zum Generalsekretär ernannt wurde, war es nicht zuletzt er, der der Enzyklopädie zum endgültigen Sieg verhalf.

Es gibt kaum ein Gebiet, das d'Alembert nicht interessiert und über das er sich nicht geäussert hätte. Doch war er gänzlich phantasielos, weshalb seine Darstellung in Rede und Schrift eher trocken und spröde wirkte. Aber sein konziliantes Wesen sowie seine Anständigkeit machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter, und das, obzwar er bereits soziale Probleme erörterte und u. a. äusserte: «Ein Mensch darf den Gebrauch seines Ueberflusses nicht für gerechtfertigt halten, solange andere darben.» Sasse er mit Diderot im «Café de la Régence» beim Schachspiel, so war sofort ein Kreis von Neugierigen da, die jede ihrer Bewegungen verfolgten und jedes Wort bestaunten, das sie wechselten.

D'Alembert, der am 29. Oktober 1783, 9 Monate vor Diderot, starb, ist heute gewiss nicht mehr zeitgemäß, aber das lässt sich natürlich auch von vielen anderen sagen. Sicherlich aber war d'Alembert eine Notwendigkeit in der geistigen Entwicklung der Menschheit, zumal er nicht wenig zur Aufklärung beigetragen hat. Sainte-Beuve sagte von ihm: «D'Alembert war klug, umsichtig, seine Lehre war nüchtern und hatte Mass, sein Charakter war schwach und schüchtern, er war skeptisch in allem, was aus dem Bereich der Geometrie heraustrat. Er hatte zweierlei Rede, eine für die Oeffentlichkeit, die andere zum eigenen Gebrauch, er war ein Philosoph aus der Schule Fontenelles. Aber das achtzehnte Jahrhundert trug das Zeichen der Kühnheit an der Stirn, die Unbesonnenheit auf den Lippen, besass den Glauben an den Unglauben, war uferlos im Gespräch, und es verschwendete Wahrheit und Irrtum aus dem Vollen.» Werner Ohnemus

Schon wieder eine Schneiderin mit religiösem Wahnsinn ins Irrenhaus gekommen — seit Menschengedenken aber ist das noch keinem Bischof passiert.

Roda Roda